

---

**Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte**

Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris

(Institut historique allemand)

Band 26/2 (1999)

DOI: 10.11588/fr.1999.2.47494

---

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

schaften der Fall war. Pächter, Eigentümer und Industrielle gingen Verbindungen ein, die auch die Krise von 1848 überstanden.

Der europäischen Agrarkrise der achtziger Jahre konnten diese Strukturen jedoch nicht standhalten. Die Zuckerfabriken und Destillieren erwiesen sich als veraltet, während die Beauce von der Krise weniger erfaßt war. Dem Zusammenbruch der Unternehmen folgten die Banken, begleitet von einem »Debakel der Notare«. Allgemein zog sich Kapital aus dem risikoreichen Gebiet der Landwirtschaft zurück, um sich dem industriellen Sektor zuzuwenden. Mit staatlicher Unterstützung wurde eine neue Form des Landwirtschaftskredits geschaffen, der vor allem auf kurze Laufzeiten zur Überbrückung von Mißernten eingerichtet war und auch den Einsatz von Kunstdünger in einer restrukturierten Getreidewirtschaft ermöglichte.

Der »Kreditmangel« in der Landwirtschaft ist also nach Postel-Vinay, wenn überhaupt, ein rezentes Phänomen, und in der Zusammenfassung wie in der Einleitung nimmt er die dargestellten Strukturen und Entwicklungen auf diesem Markt zum Anlaß, gründlich mit einigen eingefahrenen Vorurteilen zur Agrargeschichte allgemein aufzuräumen. Statt der »Gefangenschaft der *longue durée*« sieht er ein erhebliches Diversifikations-, Wachstums- und Veränderungspotential gerade in der als »immobil« geschilderten »alten Landwirtschaft«. Zu dieser These leistet eine erneuerte französische Agrargeschichtsschreibung, mit Postel-Vinay in der ersten Linie, seit einiger Zeit profunde Beiträge. Zum Schluß fragt der Autor, ob man die Richtung »peasants into frenchmen« (Eugene Weber) nicht lieber umkehren sollte, denkt man daran, daß der zentral geregelte, relativ egalitäre Kredit des Ancien Régime heutzutage einem undurchschaubaren, von Interessengruppen gesteuerten Privilegiensystem gewichen sei.

Zweifellos liegt hier ein »opus magnum« vor, das über sein unmittelbares Untersuchungsgebiet hinaus rezipiert werden sollte. Dazu wird zum einen die Vertrautheit des Autors mit der angelsächsischen Forschung beitragen. Mit Mut und großer Kompetenz werden ausgetretene Pfade verlassen und neue Wege beschritten. Auch in Deutschland werden Versuche sichtbar, in eine Richtung zu argumentieren, die den allgemeinen Intentionen des Autors entspricht. Noch größeren Mut wird allerdings der Versuch erfordern, die für die »grande culture« erprobten Thesen auf den ganzen Kontinent des Kleinbesitzes auszudehnen.

Werner TROSSBACH, Witzenhausen

Isabelle VON BUELTZINGSLOEWEN, *Machines à instruire, machines à guérir. Les hôpitaux universitaires et la médicalisation de la société allemande (1730–1850)*, Lyon (Presses universitaires Lyon) 1997, 359 S., 4 Abb., 4 Karten, 12 Grafiken (Collection du Centre Pierre Léon).

Die vorliegende, 1992 an der Universität Lumière in Lyon verteidigte thèse de doctorat im Fach Geschichte setzt eindrucksvoll und ergebnisreich die Entstehung der universitären Lehrkrankenhäuser des deutschen Raumes (unter Einschluß Wiens) und die Versorgung der Gesellschaft mit wissenschaftlicher Medizin in Beziehung. Im Titel Bezug nehmend auf »Les machines à guérir«, das 1976 erschienene Werk Michel Foucaults über die Entstehung des modernen Krankenhauses, gelang der Verfasserin auf der Grundlage umfassender Kenntnis der medizin-, sozial- und mentalitätsgeschichtlichen Literatur und unter Beiziehung einschlägiger archivischer Quellen eine die Standards von Dissertationen weit übertreffende eigenständige Darstellung, die nach sorgfältiger – auch quantifizierender – Verarbeitung des Speziellen dieses mit dem aus der Distanz gut gesehenen Allgemeinen in einer sowohl für den französischen als auch für den deutschen wissenschaftlichen Diskurs überzeugenden Weise zu verweben vermochte.

Das eingangs erhobene Postulat der Eigenständigkeit der deutschen Klinik gegenüber der französischen wird eingelöst durch Herausarbeiten der Entwicklung einzelner Universitätskliniken, wobei den Göttinger Verhältnissen besondere Aufmerksamkeit gilt, jedoch immer bezogen auf gesundheitspolitische Ordnungsvorstellungen und deren tatsächlichen Niederschlag in den gesellschaftlichen Verhältnissen. Das erste Kapitel hat die Entstehung der Kliniken zum Gegenstand. Die Universitätsreform des frühen 18. Jhs. schuf erst die Voraussetzung für den akademischen Unterricht am Krankenbett; jedoch zog sich angesichts der anhaltenden Marginalisierung des Fachs Medizin die Errichtung von Kliniken jahrzehntelang hin. Die im Gefolge der »Gesundheitsaufklärung« und vor dem Hintergrund verstärkter staatlicher Aufsicht auf das Gesundheitswesen erhobenen Forderungen nach verbesserter Ausbildung machte sich die akademische Medizin schließlich selbst zu eigen. Zudem rückte der kranke Arme in Verknüpfung von Ursache und Wirkung stärker in den Blick der öffentlichen Wohlfahrtspflege; die Armenmedizin setzte auf Heilung durch Behandlung im Spital, nicht durch häusliche Pflege. Diese sozialen Gründe sieht Verfasserin als maßgebend an für die Propagierung der Krankenhäuser, deren Errichtung seit den 1780er Jahren mit Nachdruck betrieben wurde. In Göttingen, wo man für Lehrzwecke mit drei Modellen operiert hatte, fand das allgemeine Klinikum bereits 1773 Anerkennung; die ungestörte experimentelle Beobachtung von Krankheiten war so gegeben. Neuerliche Universitätsreformbestrebungen nach 1800 begünstigten – auch im Sinne einer Konkurrenz – die Ausbreitung von Universitätskliniken.

Im zweiten Kapitel werden Theorie und Praxis der Universitätskliniken einander gegenübergestellt. Vor dem Hintergrund der humanistisch-idealistischen Bildungsauffassung hatte sich das umfassende theoretische Lehrgebäude der Medizin in der Praxis an eingetretenen Therapieerfolgen messen zu lassen. Das Verhältnis zum allgemeinen Spital- d. h. Krankenbewahrwesen war abzuklären und gestaltete sich zunehmend distanzierter. In diesem Zusammenhang gelingt ein institutionengeschichtlicher Abriss zum Krankenhauswesen im sozialen und demographischen Kontext. Ein Dauerproblem war die Beschaffung von für die Ausbildung geeignetem Patientengut, was die Auswahl aus einem Mehrfachen in anderen Häusern sowie finanzielle Eigenständigkeit vorausgesetzt hätte; meist mußte man phlegmatisch Kompromisse eingehen. Im Grunde waren der »Heilungsmaschine« Klinik immer nur Wenige anvertraut, mit Masse jüngere Erwachsene und davon höchstens ein Drittel Frauen. Obwohl die ausbildungsbedingte Patientenauswahl etwa aus den kostenlos zu behandelnden Armen der Belegenheitsgemeinde Ungleichheiten schuf, gewannen die Kliniken gerade in den Unterschichten zunehmend an Vertrauen; zudem warben gebildete Kreise zusätzlich Patienten ein, auch aus dem Umland und sogar landfremde. Das Problem einer gleichmäßigeren medizinischen Versorgung konnte durch die Errichtung der Polikliniken abgefangen werden, an denen »die authentischste Form der medizinischen Ausbildung im Deutschland des 19. Jahrhunderts« (S. 241) stattfand. Diese Einrichtung erfreute sich bei den Studenten und der Patientenschaft, die ganz anders strukturiert war als in der Klinik, großer Beliebtheit. Ihre Bedeutung für die allgemeine Akzeptanz der wissenschaftlichen Medizin kann nicht hoch genug veranschlagt werden.

Das dritte Kapitel behandelt die weitere Entwicklung im 19. Jh. im Gefolge des Paradigmenwechsels hin zur anatomisch-pathologischen Medizin, der sich seit den 1830er Jahren auf den klinischen Unterricht auswirkte und die Klinik zum zentralen Element in Forschung und Lehre aufsteigen ließ. Im Zuge der medizinischen Reformbewegung der 1840er Jahre, die auch standespolitische Aspekte betonte, wurde die Konkurrenz der Heilberufe zugunsten der wissenschaftlich ausgebildeten Ärzte unter Einschluß des Fachs Chirurgie entschieden; die Praxisorientierung der Ausbildung nahm noch zu. Nicht erst 1848 wurde der Zusammenhang mit politischen Reformbegehren offenkundig. Freilich schuf die Zunahme der Krankenhäuser und ihrer Belegung angesichts weiterbestehender kostenloser Behandlungspflichten finanzielle Probleme, die nur durch die Einführung von Selbsthilfe-

kassen (zunächst nur für nicht haushaltsgebundene Gruppen wie Gesellen und Dienstboten) sowie schließlich Krankenversicherungen gelöst werden konnten.

Die Ergebnishaftigkeit des Buches überschreitet merklich die durch den Titel gesetzten Grenzen. Denn medizinische Lehrauffassungen und deren Auswirkung auf die Ausbildung werden ständig mit den organisatorischen Gegebenheiten der stationären Krankenbehandlung einerseits, insbesondere aber mit den Forderungen und Erwartungshaltungen der Patienten andererseits in Beziehung gesetzt und entsprechende Wechselwirkungen aufgedeckt. So wird sowohl die wissenschaftsgeschichtliche als auch die sozialgeschichtliche Dimension der Klinik offengelegt; diese erweist sich geradezu als Schlüssel für gesellschaftsgeschichtliche Einsichten. Künftig kann die Klinik weder als bloße Erfolgsgeschichte ihrer selbst beim Publikum, noch vorwiegend als Element der Sozialdisziplinierung gesehen werden. Vielmehr kommen das Heilungsverlangen der Kranken und auch das Ausbildungsverlangen der Studenten als konstitutive Momente hinzu. Dergleichen läßt sich aus Primärquellen zwar kaum ermitteln – hier wäre ein formaler Einwand möglich; der umsichtig darauf abzielenden und auch statistisch gut abgesicherten Argumentation der Verfasserin darf aber getrost und mit großem Erkenntnisgewinn gefolgt werden, wünschenswerterweise bald auch in einer deutschen Übersetzung.

Volker RÖDEL, Karlsruhe

Christian BIET, Vincent JULLIEN (éd.), Le Siècle de la Lumière 1600–1715, Fontenay-aux-Roses (ENS) 1997, 398 S. (Theoria).

In 20 z. T. auch illustrierten Aufsätzen von durchschnittlich 15 bis 20 Seiten versammelten die beiden Herausgeber dieses Bandes, der Maître de conférence à l'École Normale Supérieure de Fontenay Saint-Cloud, Vincent Jullien, und der Literaturhistoriker Christian Biet, einschlägige Beiträge aus philosophie-, geistes-, kunst-, literatur- und wissenschaftsgeschichtlicher Perspektive. Die Idee ist gut, denn obgleich die Optik in ihrem geometrisch-mathematischen Aspekt seit der Antike eine gewisse disziplinäre Tradition hatte, gab es doch mindestens bis in die frühe Neuzeit hinein auch ganz andere Konnotationen, die einerseits bis in die spätantike und mittelalterliche Theologie und Philosophie z. B. die Lichtmetaphysik des Neoplatonismus führen, andererseits natürlich auch in die Kunstgeschichte bzw. die malerische Behandlung von Licht und Schatten. Einige dieser älteren Kontexte werden thematisiert in dem einleitenden Beitrag von Marc-Vincent HOWLETT über den terminologischen und konzeptuellen Unterschied zwischen *lux* und *lumen*. Ein Indiz für den tiefgreifenden Umbruch der wissenschaftlichen Revolution ist eben auch die zunehmende Ablösung des altgedienten Terminus *Lux* mit all seinen religiös-metaphysischen Konnotationen durch *Lumen*, bei Descartes z. B. sowohl im Sinne von *Lumen naturale* des menschlichen Verstandes als auch im moderneren physikalischen Sinn vorkommend, während ersterer Terminus nur in einem einzigen Brief an Morin aus dem Jahr 1638 vorkommt, dessen Hintergrund Howlett in aller Ausführlichkeit darstellt. Gerade dieser Kontrast des noch neo-thomistisch argumentierenden Morin mit Descartes Antworten macht die Bruchstelle, an der wir uns hier befinden, sehr schön deutlich.

Der kenntnisreiche Beitrag von José MEDINA behandelt dann die drei verschiedenen, allesamt mechanistischen Theorien des Lichts im Werk von Thomas Hobbes. Im »Short Tract on First Principles« faßt Hobbes das Licht zunächst als eine Art Teilchenstrom auf, der sich entlang gerader Linien bis ins Unendliche erstreckt, ab 1636 vertritt er dann eine mediale Theorie, die das Licht als eine Art instantan sich ausbreitender Schockwelle in einem Lichtmedium darstellt, und nachdem auch diese Theorie in gewisse Schwierigkeiten geraten war, modifiziert er letztere Theorie im »Tractatus Opticus II« (1644) sowie im zweiten Teil seines Werkes »De Homine«. Gerade vor dem Hintergrund des durch Stephen Shapin und